

Jeffery Deaver  
Der gehetzte Uhrmacher



Jeffery Deaver  
Der gehetzte  
Uhrmacher

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Thomas Haufschild

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
»The Cold Moon«  
bei Simon & Schuster, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage  
© 2006 by Jeffery Deaver  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by Blanvalet Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-7645-0202-7

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

*Du kannst mich nicht sehen, aber ich bin immer da.*

*Du kannst so schnell rennen, wie du willst,  
aber du wirst mir niemals entkommen.*

*Du kannst mich mit aller Macht bekämpfen,  
aber du wirst mich niemals besiegen.*

*Ich töte nach Belieben, aber ich kann nie  
vor Gericht gestellt werden.*

*Wer bin ich?*

*Gevatter Zeit.*



# ERSTER TEIL

---

## DIENSTAG, 0.02 UHR

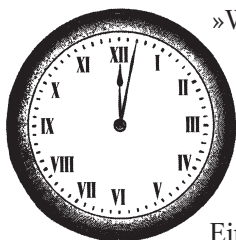
Solange die Zeit von tickenden Rädchen  
abgezählt wird, ist sie tot; erst wenn die Uhr  
stehen bleibt, erwacht die Zeit zum Leben.

*William Faulkner*





## ...Eins



»Wie lange hat es gedauert, bis sie tot waren?«

Der Mann, an den diese Frage gerichtet war, schien sie nicht zu hören. Er schaute erneut in den Rückspiegel und konzentrierte sich aufs Fahren. Es war kurz nach Mitternacht, und die Straßen in Lower Manhattan waren vereist. Eine Kaltfront hatte den Himmel klar gefegt und den Neuschnee auf Asphalt und Beton in Glatteis verwandelt. Die beiden Männer saßen in ihrem rasenden Heftpflastermobil, wie der clevere Vincent den gelbbraunen Geländewagen wegen seiner Farbe getauft hatte. Das Fahrzeug war ein paar Jahre alt; die Bremsen mussten mal nachgesehen und die Reifen gewechselt werden. Aber einen gestohlenen Wagen in die Werkstatt zu bringen, wäre keine gute Idee gewesen, vor allem, weil zwei seiner letzten Insassen nun Mordopfer waren.

Der Fahrer – ein schlanker Mann Mitte fünfzig mit kurzem schwarzem Haar – bog vorsichtig in eine Seitenstraße ab und fuhr weiter. Er fuhr nicht zu schnell, wechselte präzise die Richtung, blieb genau in der Mitte seiner Fahrspur. So fuhr er immer, ganz gleich ob die Straßen glatt oder trocken waren und ob das Fahrzeug soeben in einen Mord verwickelt gewesen war oder nicht.

Aufmerksam, gewissenhaft.

*Wie lange hatte es gedauert?*

Der große Vincent – Vincent mit den langen, stets feuchten Wurstfingern und einem straffen braunen Gürtel, dessen erstes Loch sich dehnte – zitterte am ganzen Leib. Er hatte seine Nachtschicht als Zeitarbeits-Schreibkraft beendet und dann an der Straßenecke gewartet. Es war bitterkalt, aber Vincent mochte die Lobby des Gebäudes nicht. Das Licht war grünlich, und überall an den Wänden hingen große Spiegel, in denen er seinen ovalen Körper aus allen möglichen Winkeln sehen konnte. Also war er hinaus in die klare, kalte Dezemberluft getreten, auf und ab gelaufen und hatte einen Schokoriegel gegessen. Okay, zwei.

Nun blickte Vincent zum Vollmond empor, der in der Häuserschlucht einen Moment lang als blendend weiße Scheibe zu sehen war, und der Uhrmacher grübelte laut: »Wie lange es gedauert hat, bis sie tot waren? Interessante Frage.«

Vincent kannte den Uhrmacher – der mit richtigem Namen Gerald Duncan hieß – erst seit kurzer Zeit, aber er hatte gelernt, dass es bisweilen riskant war, dem Mann eine Frage zu stellen. Schon eine simple Erkundigung konnte die Tür zu einem Monolog aufstoßen. Mann, konnte dieser Kerl reden. Und seine Antworten waren immer durchdacht, wie bei einem Professor. Vincent wusste, dass seit einigen Minuten vor allem deswegen Stille herrschte, weil Duncan sich seine Antwort überlegte.

Vincent öffnete eine Dose Pepsi. Ihm war zwar kalt, aber er brauchte jetzt etwas Süßes. Er trank aus und steckte sich die leere Dose in die Tasche. Dann aß er eine Packung Erdnussbutterkekse. Duncan sah kurz hinüber, um sich davon zu überzeugen, dass Vincent Handschuhe trug. Im Heftpflastermobil trugen sie immer Handschuhe.

*Gewissenhaft...*

»Ich würde sagen, es gibt darauf mehrere Antworten«, sagte Duncan mit seiner leisen, distanzierten Stimme. »Der Erste, den ich getötet habe, war zum Beispiel vierundzwanzig, also könnte man behaupten, es habe vierundzwanzig Jahre gedauert, bis er tot war.«

Was du nicht sagst!, dachte der clevere Vincent mit dem Sarkasmus eines Teenagers, wenngleich er zugeben musste, dass ihm diese nahe liegende Antwort nicht eingefallen war.

»Der andere war zweiunddreißig, glaube ich.«

In Gegenrichtung fuhr ein Streifenwagen vorbei. Das Blut in Vincents Schläfen begann zu pochen, aber Duncan reagierte nicht. Die Polizisten interessierten sich nicht für den gestohlenen Explorer.

»Man kann diese Frage aber auch anders beantworten, nämlich im Hinblick auf die Zeitspanne zwischen dem Moment, in dem ich angefangen habe, und dem Moment, in dem ihre Herzen zu schlagen aufgehört haben«, sagte Duncan. »Vermutlich hast du *das* gemeint. Weißt du, die Leute möchten die Zeit gern in leicht verdaulichen Häppchen betrachten. Das ist zulässig, solange es hilfreich

ist. Es ist hilfreich, wenn man weiß, dass die Wehen alle zwanzig Sekunden kommen. Das Gleiche gilt für das Wissen, dass der Sportler eine Meile in drei Minuten und achtundfünfzig Sekunden gelaufen ist und daher das Rennen gewinnt. Wie lange es heute Nacht gedauert hat, bis sie tot waren ... nun, das ist nicht wichtig, solange es nicht schnell geschehen ist.« Ein Blick zu Vincent. »An deiner Frage ist nichts auszusetzen.«

»Schon gut«, sagte Vincent, dem egal war, ob es etwas auszusetzen gab. Vincent Reynolds hatte nicht viele Freunde und ließ sich von Gerald Duncan eine Menge gefallen. »Ich war bloß neugierig.«

»Ich weiß. Ich habe lediglich nicht auf die Zeit geachtet. Beim nächsten Mal passe ich besser auf.«

»Bei dem Mädchen? Morgen?« Vincents Herzschlag beschleunigte sich ein wenig.

Er nickte. »Du meinst heute.«

Es war nach Mitternacht. Bei Gerald Duncan musste man korrekt sein, vor allem hinsichtlich der Zeit.

»Genau.«

Der hungrige Vincent hatte den cleveren Vincent um eine Handbreit geschlagen, nun, da er an Joanne dachte, das Mädchen, das als Nächstes sterben würde.

*Heute...*

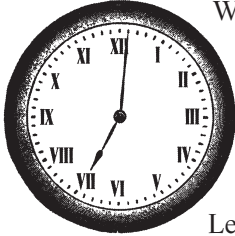
Der Mörder fuhr in einem komplizierten Muster zurück zu ihrer vorläufigen Bleibe im Bezirk Chelsea, südlich von Midtown Manhattan, in der Nähe des Flusses. Die Gegend war menschenleer; die Temperatur lag bei minus zehn Grad, und ein gleichmäßiger Wind wehte durch die engen Straßen.

Duncan hielt am Bordstein, schaltete den Motor aus und zog die Handbremse an. Die Männer stiegen aus. Dann gingen sie einen halben Block weit durch die eisige Brise. Duncan blickte auf den Schatten, den er im Mondschein auf den Bürgersteig warf. »Mir ist noch eine andere Antwort eingefallen. Auf die Frage, wie lange es gedauert hat, bis sie tot waren.«

Vincent zitterte wieder – hauptsächlich, aber nicht nur wegen der Kälte.

»Wenn man es von deren Standpunkt aus betrachtet, könnte man sagen, es hat bis in alle Ewigkeit gedauert«, sagte der Mörder.

## ...Zwei



Was ist das?

Der stämmige Mann saß auf seinem quiet-schenden Stuhl in dem warmen Büro, nippte an einem Kaffee, kniff im strahlenden Schein der Morgensonne die Augen zusammen und spähte zum anderen Ende des Piers. Er war der Leiter der Frühschicht des Schlepp- und Bergungsunternehmens am Ufer des Hudson River nördlich von Greenwich Village. In vierzig Minuten sollte ein Kahn mit defektem Dieselmotor anlegen, aber im Moment war noch nichts los, und der Mann genoss die Wärme der Hütte. Er hatte die Füße auf den Tisch gelegt und hielt den Kaffeebecher dicht vor der Brust. Nun wischte er die beschlagene Scheibe frei und sah noch einmal hin.

Was ist das?

Am Rand des Piers, auf der Jersey zugewandten Seite, stand ein kleiner schwarzer Kasten. Als sie gestern um achtzehn Uhr Feierabend gemacht hatten, war das Ding noch nicht da gewesen, und danach hatte niemand mehr hier angelegt. Jemand an Land musste es dort abgestellt haben. Es gab einen Maschendrahtzaun, der Unbefugte vom Betreten des Firmengeländes abhalten sollte, aber wer hier reinwollte, kam auch rein, wusste der Mann. Nicht umsonst fehlten immer wieder mal Werkzeuge oder – allen Ernstes – Mülltonnen.

Aber wieso sollte man hier etwas *zurücklassen*?

Er starrte eine Weile hinaus und grübelte. Draußen ist es kalt und windig, und der Kaffee ist genau richtig. Dann sagte er sich: Ach, zum Teufel, sieh lieber nach. Er zog sich seine dicke graue Jacke und Handschuhe an, setzte eine Mütze auf, trank einen letzten Schluck Kaffee und trat hinaus in die eisige Kälte, die ihm den Atem raubte.

Der Mann kämpfte sich durch den Wind über den Pier und behielt die tränenden Augen auf den schwarzen Kasten gerichtet.

Mist, was ist das? Das Ding war rechteckig und ungefähr dreißig

Zentimeter hoch; in irgendetwas an seiner Vorderseite spiegelte sich die tief stehende Sonne. Der Mann kniff geblendet die Augen zusammen. Unter ihm schlugen die schaumgekrönten Wellen des Hudson gegen die Stützpfeiler.

Drei Meter vor dem Kasten blieb er stehen. Er erkannte nun, was es war.

Eine Uhr. Eine altmodische Uhr mit diesen komischen Zahlen – römischen Ziffern – und einer Anzeige für die Mondphase. Sah teuer aus. Er schaute auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass der große Kasten funktionierte: Die Zeit stimmte überein. Wer würde denn ein solches Prachtexemplar hier abstellen? Ach, was soll's – ich betrachte es einfach als Geschenk.

Als er vortrat, um die Uhr aufzuheben, glitten ihm jedoch plötzlich die Beine weg, und voll jähler Panik glaubte er in den Fluss zu stürzen. Aber er fiel senkrecht zu Boden, genau auf die gefrorene Pfütze, die er übersehen hatte, und rutschte nicht weiter.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht mühte er sich keuchend wieder auf die Beine. Dann blickte er nach unten und sah, dass es sich nicht um gewöhnliches Eis handelte. Es war rötlich braun.

»O mein Gott«, flüsterte er, als er die große Blutlache erkannte, die sich neben der Uhr gesammelt hatte und gefroren war. Er beugte sich vor und erschrak noch mehr, als ihm klar wurde, wie das Blut dorthin gelangt war. Auf den Planken des Piers zeichneten sich blutige Kratzspuren ab, als habe jemand mit zerschnittenen Fingern oder Handgelenken sich verzweifelt festklammern wollen, um nicht in die tosenden Fluten des Hudson zu stürzen.

Er wagte sich vorsichtig bis zur Kante vor und sah nach unten. In dem aufgewühlten Wasser trieb niemand. Das überraschte ihn nicht; falls seine Vermutung zutraf, bedeutete das gefrorene Blut, dass der arme Teufel vor geraumer Zeit hier gewesen war, und sofern man ihn nicht gerettet hatte, befand seine Leiche sich mittlerweile irgendwo zwischen hier und Liberty Island.

Der Mann wich zurück, griff nach seinem Mobiltelefon und zog sich mit den Zähnen einen Handschuh aus. Nach einem letzten Blick auf die große Uhr eilte er zurück zu seiner Hütte und wählte dabei mit einem dicken, zitternden Finger die Nummer der Polizei.

Das Vorher und das Nachher.

Seit jenem Morgen im September, den Explosionen, den gewaltigen Rauchfahnen, den verschwundenen Gebäuden war die Stadt eine andere.

Es ließ sich nicht leugnen. Man konnte die Robustheit der New Yorker anführen, ihre innere Stärke, den festen Willen, wieder zur Normalität zurückzukehren, und das alles war zutreffend. Doch wenn eine Maschine beim Anflug auf den Flughafen La Guardia etwas niedriger als üblich hereinzukommen schien, hielten die Leute immer noch inne. Wenn irgendwo eine herrenlose Einkaufstüte stand, wechselten sie in großem Bogen die Straßenseite. Niemand war überrascht, Soldaten oder Polizisten in dunklen Uniformen zu sehen, bewaffnet mit schwarzen, militärisch anmutenden Sturmgewehren.

Die Thanksgiving-Parade war ohne Zwischenfall verlaufen. Nun weihnachtete es an allen Ecken und Enden, und überall drängten sich Menschenmassen. Aber die festliche Stimmung wurde überschattet, als würde ein Bild sich in dem weihnachtlich geschmückten Schaufenster eines Kaufhauses spiegeln, ein Bild von den Türmen, die es nicht mehr gab, und von den Menschen, die ihr Leben hatten lassen müssen. Und die große Frage lautete natürlich: Was würde als Nächstes geschehen?

Für Lincoln Rhyme gab es ein ganz persönliches Vorher und Nachher, und er verstand das Prinzip nur zu gut. Es gab eine Zeit, in der er gehen und sich frei bewegen konnte, und dann kam die Zeit, in der das nicht mehr möglich war. Im einen Moment war er kerngesund und untersuchte einen Tatort, und im nächsten zertrümmerte ein herabstürzender Balken ihm die Wirbelsäule und machte ihn zu einem C4-Patienten, der von den Schultern abwärts nahezu vollständig gelähmt war.

*Vorher und nachher...*

Es gibt Momente, die dich auf ewig verändern.

Lincoln Rhyme war jedoch davon überzeugt, dass diese Ereignisse noch zusätzlich an Wirkung gewannen, wenn man sie allzu sehr hochstilisierte. Und dann hatte man endgültig verloren.

Daran musste Rhyme denken, als er an diesem frühen kalten Dienstagmorgen einer Radiosprecherin lauschte, die mit stoischer Ruhe von einem für den übernächsten Tag geplanten Umzug berich-

tete, dem einige Festakte und Treffen hochrangiger Regierungsbeamter folgen würden. Das alles hätte eigentlich in der Hauptstadt stattfinden müssen, aber die vorherrschende Meinung war nun einmal, dass New York speziellen Zuspruch benötige. Daher würden sowohl Schaulustige als auch Demonstranten die Straßen verstopfen und der sehr auf Sicherheit bedachten Polizei rund um die Wall Street das Leben schwer machen. Wie die Politik, so der Sport: Play-offs, die ursprünglich in New Jersey abgehalten werden sollten, würden nun im Madison Square Garden ausgetragen werden – was aus irgendeinem Grund als besonders patriotisch galt. Rhyme fragte sich zynisch, ob wohl auch der nächste Boston Marathon nach New York City verlegt werden würde.

*Vorher und nachher...*

Rhyme war zu dem Schluss gelangt, dass er selbst sich im Nachher nicht sonderlich geändert hatte. Seine körperliche Verfassung – seine Skyline, wenn man so wollte – war anders. Davon abgesehen war er aber im Wesentlichen noch dieselbe Person wie im Vorher: ein Polizist und Wissenschaftler, ungeduldig, launisch (okay, mitunter penetrant), schonungslos und nicht gewillt, Inkompetenz und Faulheit zu akzeptieren. Er spielte nicht die Krüppelkarte aus, jammerte nicht und ritt nicht auf seinem Zustand herum (wenngleich Gott all jenen Hauseigentümern gnädig sein mochte, in deren Gebäuden Rhyme einen Tatort aufsuchen wollte und feststellen musste, dass es keine Rampen gab und auch die Türbreite nicht den Vorschriften des Behindertenschutzgesetzes entsprach).

Während er nun den Radiobericht verfolgte, ärgerte es ihn, dass gewisse Leute in der Stadt sich offenbar dem Selbstmitleid ergeben hatten. »Ich werde einen Brief schreiben«, teilte er Thom mit.

Der schlanke junge Betreuer, in dunkler Hose, weißem Hemd und einem dicken Pullover (Rhymes Stadthaus am Central Park West verfügte über eine anfällige Heizung und eine uralte Wärmedämmung), blickte auf. Er war damit beschäftigt, den Raum weihnachtlich zu schmücken. Rhyme freute sich an der Ironie des Augenblicks: Thom stellte soeben einen winzigen immergrünen Baum auf einen Tisch, unter dem bereits ein Präsent lag, allerdings ohne hübsches Geschenkpapier: ein Karton mit Wegwerfwindeln für Erwachsene.

»Einen Brief?«

Rhyme erläuterte seine Theorie, dass es patriotischer sei, alles wieder seinen normalen Gang gehen zu lassen. »Ich werde denen die Hölle heiß machen. Der *Times*, glaube ich.«

»Ach ja?«, entgegnete der Betreuer, dessen Berufsbezeichnung »Pflegekraft« lautete (obwohl Thom behauptete, in Diensten von jemandem wie Lincoln Rhyme müsse es eher »Heiliger« heißen).

»Ja, werde ich«, versicherte Rhyme nachdrücklich.

»Schön für dich, aber...«

Rhyme hob eine Augenbraue. Der Kriminalist konnte mit seinen noch funktionierenden Körperteilen – Schultern, Gesicht und Kopf – so gut wie jeder Gefühlsregung Ausdruck verleihen.

»Die meisten Leute, die *sagen*, sie würden einen Brief schreiben, setzen das nie in die Tat um. Wer *tatsächlich* einen Brief schreibt, macht sich einfach an die Arbeit, ohne es groß auszuposaunen. Ist dir das schon mal aufgefallen?«

»Danke für diesen brillanten Einblick in die Psychologie, Thom. Du weißt, dass mich nichts davon abhalten wird.«

»Schön«, wiederholte der Betreuer.

Der Kriminalist steuerte seinen roten Rollstuhl Modell Storm Arrow per Touchpad zu einem der sechs großen Flachbildschirme im Zimmer.

»Kommando«, sagte er in das Mikrofon, das neben seinem Kopf an dem Rollstuhl befestigt war. »Textverarbeitung.«

Die Spracherkennung des Computers öffnete auf dem Monitor pflichtgetreu WordPerfect.

»Kommando, Schreiben. ›Sehr geehrte Damen und Herren. Kommando, Ausrufezeichen. Kommando, Absatz. Kommando, Schreiben. ›Mir ist in letzter Zeit aufgefallen...«

Es klingelte an der Haustür, und Thom ging nach vorn.

Rhyme schloss die Augen und überlegte sich, was er dem Rest der Welt an den Kopf werfen würde, als eine Stimme ihn aus seinen Gedanken riss. »He, Linc. Frohe Weihnachten.«

»Äh, gleichfalls«, brummte Rhyme dem beleibten und zerzaust wirkenden Lon Sellitto zu, der zur Tür hereinkam. Der stämmige Detective musste aufpassen, wohin er trat. Zu viktorianischer Zeit war dieser Raum ein anheimelnder Salon gewesen, doch mittlerweile glich er einem zum Bersten gefüllten forensischen Labor mit Lichtmikroskopen, einem Elektronenmikroskop, einem Gaschro-



matographen, Gestellen voller Bechergläser, Pipetten, Petrischalen, Zentrifugen, Chemikalien, Büchern und Zeitschriften, Computern und dicken Kabeln, die kreuz und quer verliefen. (Als Rhyme angefangen hatte, von zu Hause aus als Berater zu arbeiten, hatten die leistungsstarken Geräte regelmäßig die Sicherungen durchbrennen lassen. Sein Stromverbrauch entsprach vermutlich dem des gesamten restlichen Häuserblocks.)

»Kommando, Lautstärke, Stufe drei.« Das Steuermodul der Haustechnik drehte gehorsam das Radio leiser.

»Bist wohl nicht in weihnachtlicher Stimmung, was?«, fragte der Detective.

Rhyme antwortete nicht und schaute wieder auf den Monitor.

»He, Jackson.« Sellitto bückte sich und streichelte einen kleinen Hund mit dichtem Fell, der zusammengerollt in einem Beweismittelkarton des New York Police Department lag und vorübergehend hier wohnte. Seine frühere Eigentümerin, Thoms alte Tante aus Westport, Connecticut, war kürzlich nach langer Krankheit verstorben und hatte dem jungen Mann unter anderem Jackson vererbt, einen Havaneser. Diese mit dem Bichon verwandte Rasse stammte aus Kuba. Jackson würde bleiben, bis Thom ein neues Zuhause für ihn gefunden hatte.

»Es ist was Übles passiert, Linc«, sagte Sellitto und richtete sich auf. Er wollte den Mantel ausziehen, besann sich dann aber eines anderen. »Mann, ist das kalt. Ist das ein neuer Minusrekord?«

»Keine Ahnung. Ich sehe nur selten den Wetterbericht.« Er dachte über eine gute Einleitung seines Briefes an die Redaktion nach.

»Etwas wirklich Übles«, wiederholte Sellitto.

Rhyme sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an.

»Zwei Morde, gleiche Vorgehensweise. Mehr oder weniger.«

»Es gibt da draußen jede Menge üble Sachen, Lon. Warum sind die hier besonders übel?« Wie so oft zwischen zwei Fällen war Rhyme schlecht gelaunt; noch kein Missetäter hatte ihm so sehr zu schaffen gemacht wie die Langeweile.

Aber Sellitto arbeitete schon seit Jahren mit Rhyme zusammen und war immun gegen dessen Launen. »Ich hab einen Anruf aus dem Big Building gekriegt. Die hohen Tiere wollen, dass du und Amelia den Fall übernehmt. Man besteht darauf.«

»Ach, man besteht?«

»Ich habe versprechen müssen, es dir nicht zu verraten. Die wissen, dass du dich ungern bedrängen lässt.«

»Können wir zu dem ›üblen‹ Teil kommen, Lon? Oder ist das zu viel verlangt?«

»Wo ist Amelia?«

»In Westchester, an einem Fall. Sie müsste bald zurück sein.«

Sellittos Mobiltelefon klingelte. Er bat Rhyme mit erhobenem Finger um einen Moment Geduld und nahm das Gespräch an. Nickend machte er sich einige Notizen. Dann unterbrach er die Verbindung. »Okay, Folgendes«, sagte er zu Rhyme. »Unser Täter hat irgendwann letzte Nacht zugeschlagen und ...«

»Er?«, fragte Rhyme pointiert.

»Meinetwegen. Wir kennen das Genus nicht mit Sicherheit.«

»Das Geschlecht.«

»Was?«

»Genus ist ein Begriff aus der Linguistik und bezieht sich darauf, ob ein Wort maskulin oder feminin gebraucht wird«, erklärte Rhyme. »Das Geschlecht bezeichnet den biologischen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Organismen.«

»Danke für die Grammatikstunde«, murmelte der Detective. »Vielleicht hilft sie mir weiter, falls ich jemals Kandidat bei *Jeopardy* werde. Wie dem auch sei, *er* schnappt sich irgendein armes Schwein und bringt es zu dieser Bootswerkstatt am Hudson. Wir sind uns nicht sicher, wie er es anstellt, aber er zwingt den Mann oder die Frau, sich über dem Fluss am Pier festzuhalten, und schneidet ihm oder ihr dann die Handgelenke auf. Wie es aussieht, klammert das Opfer sich eine Weile fest – lange genug, um mordsmäßig viel Blut zu verlieren –, muss dann aber irgendwann loslassen.«

»Gibt es eine Leiche?«

»Noch nicht. Küstenwache und ESU suchen danach.«

»Du hast vorhin von zwei Morden gesprochen.«

»Ja. Ein paar Minuten später kam ein weiterer Anruf rein. Wir sollten uns in einer Gasse in Downtown umsehen, an der Cedar Street, unweit des Broadway. Der Täter hat sich *noch ein* Opfer geholt. Ein Streifenbeamter findet einen Mann – auf dem Rücken liegend, mit Klebeband gefesselt. Der Täter hat ihm eine mehr als dreißig Kilo schwere Eisenstange quer über den Hals gehängt. Das

Opfer muss die Stange hochhalten, damit ihm nicht die Kehle zerquetscht wird.«

»Mehr als dreißig Kilo? Okay, in Anbetracht der erforderlichen Kraft dürfte der Täter wohl männlichen *Geschlechts* sein.«

Thom brachte Kaffee und Gebäck. Sellitto, dessen Gewicht ein ständiges Thema war, gönnte sich ein großes Stück aus Blätterteig. Während der Feiertage verzichtete er auf jegliche Diät. Er aß die Hälfte, wischte sich den Mund ab und fuhr fort. »Also drückt der Mann die Stange hoch. Zumindest eine Zeit lang – aber letzten Endes hat er es nicht geschafft.«

»Wer ist das Opfer?«

»Er heißt Theodore Adams und hat in der Nähe des Battery Park gewohnt. Gestern Abend hat eine Frau unseren Notruf gewählt und gesagt, sie sei mit ihrem Bruder zum Essen verabredet gewesen, aber er habe sich nicht blicken lassen. Das ist der Name, den sie uns genannt hat. Ein Sergeant vom zuständigen Revier wollte sie heute Morgen zurückrufen.«

Rhyme hielt Verallgemeinerungen meistens für wenig hilfreich, aber er räumte ein, dass »übel« die Situation treffend beschrieb.

Genauso wie »faszinierend«. »Wieso glaubst du, es sei derselbe Täter?«

»Er hat an beiden Tatorten eine Visitenkarte zurückgelassen. Uhren.«

»Tickende Uhren?«

»Ja. Die erste stand neben der Blutlache auf dem Pier, die andere neben dem Kopf des Toten, als habe der Täter gewollt, dass die Opfer sie sehen. Und hören, schätze ich.«

»Beschreib sie. Die Uhren.«

»Sie sahen altmodisch aus. Mehr weiß ich nicht.«

»Keine Bomben?« Heutzutage – im Nachher – wurde jedes tickende Beweisstück routinemäßig auf Sprengstoff überprüft.

»Nein, ohne Bums. Aber das Räumkommando hat sie ins Speziallabor geschickt, um nach biologischen oder chemischen Wirkstoffen zu suchen. Offenbar zweimal das gleiche Uhrenmodell. Gruselig, hat einer der Kollegen gesagt. Mit einer Anzeige für die Mondphase auf dem Zifferblatt. Oh, und nur für den Fall, dass wir begriffsstutzig sind, hat er unter den Uhren eine Nachricht hinterlassen. Einen Computerausdruck. Nichts Handschriftliches.«

»Und sie lautet ...?«

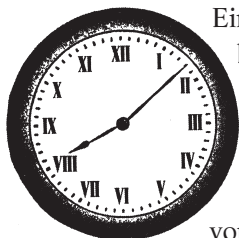
Sellitto verließ sich nicht auf sein Gedächtnis, sondern zog seinen Notizblock zu Rate. Das wusste Rhyme an dem Detective ganz besonders zu schätzen; Lon mochte kein Genie sein, aber er ließ nie locker, tat alles mit Bedacht und machte keine Fehler. Sellitto las vor: »Der Kalte Vollmond steht am Himmel und scheint auf den Leichnam der Erde, bezeichnet die Stunde des Todes und das Ende der Reise, die mit der Geburt begann.« Er sah Rhyme an. »Es ist unterzeichnet mit ›der Uhrmacher‹.«

»Wir haben zwei Opfer und ein Mondmotiv.« Der Verweis auf einen astronomischen Zusammenhang bedeutete häufig, dass der Mörder mehrfach zuschlagen wollte. »Er ist noch nicht fertig.«

»He, was glaubst du wohl, warum ich hier bin, Linc?«

Rhyme warf einen Blick auf den Anfang seines Briefes an die *Times*. Dann schloss er das Textverarbeitungsprogramm. Der Aufsatz über vorher und nachher würde warten müssen.

## ...Drei



Ein leises Geräusch vor dem Fenster. Schnee knirschte.

Amelia Sachs hielt inne und schaute hinaus auf den friedlichen weißen Garten. Es war niemand zu sehen.

Sie befand sich eine halbe Stunde nördlich von New York, allein in einem alten Vorstadt-  
haus im Tudorstil. Hier drinnen war es totenstill. Welch passende Analogie, dachte sie. Der Besitzer des Hauses weilte nämlich nicht mehr unter den Lebenden.

Wieder das Geräusch. Sachs war ein Stadtkind und an die Kakophonie urbanen Lärms gewöhnt – im Guten wie im Schlechten. Diese Störung der ausgeprägten vorstädtischen Ruhe ließ sie auf-  
merken.

Waren das Schritte gewesen?

Die hochgewachsene rothaarige Polizistin, die eine schwarze Lederjacke, einen marineblauen Pullover und schwarze Jeans trug, lauschte sorgfältig einen Moment lang und kratzte sich geistes-  
abwesend am Kopf. Dann hörte sie erneut dieses Knirschen. Sie öffnete den Reißverschluss der Jacke, um schneller an ihre Waffe gelangen zu können. Geduckt warf sie einen weiteren kurzen Blick nach draußen. Und konnte nichts entdecken.

Also machte sie sich wieder an die Arbeit. Sie setzte sich auf den luxuriösen ledernen Bürostuhl und fing an, den Inhalt des riesigen Schreibtisches zu sichten. Es war eine frustrierende Beschäftigung, denn sie wusste nicht genau, wonach sie eigentlich Ausschau hielt. So verhielt es sich oft, wenn man einen sekundären Tatort untersuchte – oder einen tertiären oder viertrangigen, wie auch immer man den nennen mochte. Genau genommen konnte hierbei sogar kaum von einem Tatort die Rede sein. Es war unwahrscheinlich, dass sich jemals ein Täter hier aufgehalten hatte, und genauso wenig war hier eine Leiche vorgefunden oder Diebesgut versteckt worden. Es handelte sich einfach nur um das wenig benutzte Do-

mizil eines gewissen Benjamin Creeley, der meilenweit entfernt von hier gestorben war und dieses Haus in der Woche vor seinem Tod nicht aufgesucht hatte.

Dennoch musste Amelia Sachs es durchsuchen, und zwar gründlich, denn sie befand sich nicht in ihrer gewöhnlichen Funktion als Tatortermittlerin hier. Sie war der leitende Detective in ihrem ersten eigenen Mordfall.

Draußen knackte etwas. Eis, Schnee, ein Ast, ein Reh, ein Eichhörnchen...Sie ignorierte es und setzte die Suche fort, die einige Wochen zuvor begonnen hatte, und das nur wegen eines Knotens in einem Baumwollstrick.

Das besagte Stück Wäscheleine hatte dem Leben des sechsundfünfzigjährigen Ben Creeley ein Ende gesetzt. Man fand ihn in seinem Haus an der Upper East Side vor. Er hing am Treppengeländer, auf dem Tisch lag ein Abschiedsbrief, und auf den ersten Blick deutete nichts auf ein Gewaltverbrechen hin.

Doch kurz nach dem Tod des Mannes wandte Suzanne Creeley, seine Witwe, sich an das New York Police Department. Sie glaubte einfach nicht daran, dass er sich umgebracht haben sollte. Der wohlhabende Geschäftsmann und Wirtschaftsprüfer sei zwar in letzter Zeit launisch gewesen, aber nur, weil er bis spät in die Nacht an ein paar besonders schwierigen Projekten habe arbeiten müssen. Und seine gelegentlichen Verstimmungen hätten nicht im Entferntesten den depressiven Anwandlungen eines potenziellen Selbstmordkandidaten geähnelt. Er war nie wegen geistiger oder seelischer Erkrankungen in Behandlung gewesen und nahm keine Antidepressiva. Creeleys Finanzen waren solide. Er hatte weder sein Testament noch seine Lebensversicherung geändert. Sein Partner Jordan Kessler war auf Geschäftsreise und besuchte die Firma eines Kunden in Pennsylvania. Er und Sachs hatten jedoch kurz miteinander telefoniert. Nach seiner Auffassung hatte Creeley seit einer Weile durchaus deprimiert gewirkt, habe dabei aber nie von Selbstmord gesprochen.

Sachs war als Tatortermittlerin dauerhaft Lincoln Rhyme zugeteilt worden, aber sie wollte nicht nur für die Spurensicherung arbeiten. Aus diesem Grund hatte sie bei der Abteilung für Kapitalverbrechen darauf gedrungen, die Leitung eines Mordfalls oder die Untersuchung eines Terrorverdachts übernehmen zu können. Je-

mand im Big Building war zu dem Schluss gelangt, Creeleys Tod rechtfertige eine genauere Überprüfung, und gab ihr den Fall. Doch abgesehen von der allgemeinen Ansicht, dass Creeley nicht zum Selbstmord geneigt habe, konnte Sachs zunächst keinen Hinweis auf eine Straftat erkennen. Dann aber machte sie eine Entdeckung. Im Protokoll der Gerichtsmedizin stand, Creeley habe zum Zeitpunkt seines Todes einen gebrochenen Daumen gehabt, und seine gesamte rechte Hand sei daher eingegipst gewesen.

Was bedeutete, dass er weder eine Henkerschlinge knüpfen noch das Seil am Geländer hatte festbinden können.

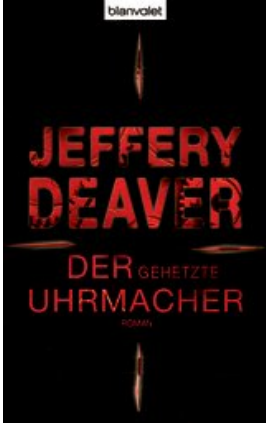
Sachs hatte es ein Dutzend Mal selbst versucht. Es war unmöglich, ohne den Daumen zu benutzen. Creeley hatte sich den Bruch bei einem Fahrradunfall zugezogen, eine Woche vor seinem Tod. Womöglich hatte er die Schlinge noch davor geknüpft, aber es schien einfach nicht wahrscheinlich zu sein, dass jemand diese Art von Vorbereitungen traf, um sich irgendwann in der Zukunft umbringen zu können.

Sachs beschloss, den Todesfall als verdächtig einzustufen und eine Mordermittlung in die Wege zu leiten.

Doch es drohte ein schwieriger Fall zu werden. Die Faustregel lautet, dass man einen Mord entweder innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden aufklären kann oder Monate dafür benötigen wird. Die spärlichen Beweisstücke (die Flasche Whisky, von der Creeley vor seinem Tod getrunken hatte, der Brief und das Seil) hatten nichts ergeben. Es gab keine Zeugen. Der NYPD-Bericht umfasste lediglich eine halbe Seite. Der zuständige Detective hatte, wie üblich bei Selbstmorden, kaum Mühe darauf verwandt und konnte Sachs nicht mit weiteren Anhaltspunkten dienen.

In New York, wo Creeley gearbeitet und die Familie die meiste Zeit zugebracht hatte, deutete bislang nichts auf einen möglichen Verdächtigen hin, und so blieb Amelia in Manhattan nur noch eines zu tun, nämlich ein ausführlicheres Gespräch mit Kessler zu führen, dem Partner des Toten. Im Augenblick durchsuchte sie einen der wenigen verbleibenden Orte, die eventuell Fingerzeige liefern würden: das Vorstadthaus der Creeleys, in dem die Familie sich nur selten aufhielt.

Aber sie fand nichts. Sachs lehnte sich zurück und starrte ein halbwegs aktuelles Foto an, auf dem Creeley jemandem die Hand



Jeffery Deaver

**Der gehetzte Uhrmacher**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-89480-383-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2007

Er mordet mit der unfehlbaren Präzision eines Schweizer Uhrwerks

„Der kalte Vollmond scheint die Erde an: Das Ende der Reise, die mit der Geburt begann.“ Der Uhrmacher